

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1963, HEFT 5

ALOYS WENZL

Ontologie der Zeit

Vorgetragen am 4. Oktober 1963

MÜNCHEN 1963

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Das Verhältnis der Begriffe des Seins und der Zeit, der Zeitlichkeit des Seins und der Wirklichkeit der Zeit ist eines der ältesten Probleme philosophischen Denkens und wird eines der unaufgebbaren Anliegen des Philosophierens bleiben. Es führt zu allen wesentlichen philosophischen Fragestellungen hin und alle grundsätzlichen philosophischen Auseinandersetzungen führen auch wieder zu ihm. Es steht mit am Anfang der griechischen Philosophie als der Gegensatz von Parmenides und Heraklit, der Gegensatz zwischen der eleatischen These, daß nur das unveränderliche Sein Gegenstand des Denkens und des Suchens nach Wahrheit sein könne und daß darum veränderliches Geschehen nur Schein sein könne, und der heraklitischen These, daß unveränderliches Sein Schein sei und sein müsse und nur der ewige Fluß der Veränderungen Wirklichkeit sei. Wir denken heute, wenn das Wort Zeitproblem fällt, in erster Linie an die bedeutende Rolle, die es in der kritischen Philosophie von Kant spielt: Ist Zeitlichkeit ebenso wie Räumlichkeit nicht objektive Wirklichkeit-an-sich, sondern sind Zeit und Raum nur apriorische Erscheinungsformen, Anschauungsformen unseres Bewußtseins, wenn auch Zeit noch in umfassenderem Sinn als Raum, weil der letztere nur die Anschauungsform ist, in der uns die sogenannte Außenwirklichkeit erscheint, während die Zeit die Form der Anschauung des äußeren und inneren Sinnes, also auch unserer Innenwirklichkeit ist. Diesem kritischen Idealismus steht heute als Gegner und doch benachbarter Partner gegenüber der kritische Realismus, auf den wir nachher einzugehen haben, weil unsere Betrachtung von seinem Fundament aus zu erfolgen hat. Das Zeitproblem geht natürlich nicht nur in erkenntnistheoretische Fragestellungen ein, sondern auch und erst recht und eben auch zugleich mit ihnen in metaphysische, vor allem in das Problem der Unsterblichkeit. Die philosophische ontologische Fragestellung überschneidet sich auch mit derjenigen der Theologie. Heute denken wir bei dem Thema „Sein und Zeit“ auch an das Buch Martin Heideggers von 1927, das diesen Titel trägt, aber dessen Betrachtung in erster Linie auf die Existenz des Menschen

und die Grenzbegriffe seines Seins und Erlebens gerichtet ist, eigentlich also philosophisch-anthropologischer Art, ähnlich wie ein eben erschienenenes Buch von Friedrich Bollnow, das unter dem Titel „Mensch und Raum“ die Vieldeutigkeit des Begriffes der Räumlichkeit unter dem Gesichtspunkt des „erlebten Raumes“ behandelt. 1954 hat auch die von der Phänomenologie ausgehende und zur Metaphysik übergegangene Münchner Philosophin Frau Hedwig Conrad-Martius ein Buch der „Zeit“ gewidmet, in dem sie die Betrachtungen, die sie schon 1927 zu diesem Thema veröffentlichte,¹ wieder aufnimmt, aber zu wesentlich anderen Ergebnissen metaphysischer Art gekommen ist; sie hat sich auch auseinandergesetzt mit den Anregungen, die das Zeitproblem insbesondere von Seiten der theoretischen Physik her empfangen hat: Relativierung der Messungen von Raum und Zeit durch die spezielle und allgemeine Relativitätstheorie und Endlichkeit des Weltalters. Mit diesen Entwicklungen der modernen Physik und Kosmologie und mit ihrer Deutung durch Frau Conrad-Martius beschäftigt sich insbesondere auch das 1957 erschienene Werk „Zeit und Sein“ von dem Münchner Kollegen Anton Neuhäusler. Der Titel ist aber nicht als bloße Abwandlung oder Umkehrung des Heideggerschen Titels zu verstehen, sondern durch die Fragestellung selbst gefordert: Was sagt gerade die Zeitlichkeit über den Begriff der Wirklichkeit aus? Es ist eine noch viel zu wenig bekannt gewordene gründliche Betrachtung des Themas, erkenntnistheoretisch vom Standpunkt des kritischen Realismus aus und im Hinblick auf die damit aufgeworfenen fundamentalontologischen und metaphysisch bedeutsamen Grundfragen. Der Gedankengang soll daher weitgehend in den Rahmen dieses Vortrages eingehen.

An der Innenwirklichkeit, der Wirklichkeit unseres Erlebens kann eo ipso im Ernst nicht gezweifelt werden, sie ist von der Dignität wie das *cogito ergo sum*, mindestens für den Erlebenden selbst, wenn sie am anderen auch erst durch die sinnlich äußere Wahrnehmung und das analogische Verständnis seines Verhaltens bezeugt wird. Aber auch an der Existenz einer wirklich be-

¹) Die Zeit, ontologisch-metaphysische Untersuchung, Philosophischer Anzeiger, II/2, 3.

ußtseinsunabhängigen objektiven Außenwelt ist im Ernst nicht zu zweifeln. Die Zeitlichkeit dieser Wirklichkeit scheint uns so selbstverständlich, daß wir uns überhaupt erst fragen müssen, was wir denn mit ihr meinen, also uns eine phänomenologische Analyse des Zeitbegriffes und der in ihm enthaltenen Unterbegriffe geben müssen.

Da sind vor allem die Begriffe des Werdens und Vergehens, des Beginns und des Endes von etwas Seiendem, der Veränderung eines Zustandes und des Ablaufs eines Ereignisses, der Erinnerung im Gedächtnis, der ständige Wechsel der Zeit durch den Übergang der Gegenwart in die Vergangenheit und durch die Gegenwartwerdung der Zukunft: das Jetzt der Gegenwart wird zum Nicht-mehr der Vergangenheit, das Noch-nicht der Zukunft zum Jetzt der Gegenwart. Die Zeitlichkeit als objektives Attribut der Wirklichkeit begegnet uns in drei Weisen: 1. als Succession, als Aufeinanderfolge, als Nacheinander von bleibenden, wenigstens vorübergehend unveränderlichen Zuständen und von Ereignissen, Geschehnissen, die als zusammengehörige Einheiten zu fassen sind; 2. als Dauer eines als Einheit auftretenden Seins oder Geschehens – es sei hier an die Phänomenologie der Dauer bei Bergson erinnert, – sie ist besonders für die Innenwirklichkeit von Bedeutung; 3. als Zeitgestalt, d. h. als Ganzheit eines Ablaufes und als dessen Wiederholung, am eindrucksvollsten erlebt im Rhythmus. Solche sich wiederholende oder wiederholbar zu machende Zeitgestalten ermöglichen dann die Messung der Zeit durch Abzählung gleichbleibender oder in gleichlang dauernden Intervallen sich folgender Zeitgestalten. Musterbeispiele: Tag und Nacht, das Jahr, der Umlauf einer Uhr. Die Messung der Zeit beruht also eigentlich auf der Meßbarkeit des Raumes und auf der Annahme räumlich und zeitlich gleichbleibender Einheiten. Die an sich nicht geometrische Dimension der Zeit wird dadurch geometrisiert, zur vierten Dimension. Es ist übrigens zu beachten, daß die dreifache Erscheinungsweise der Zeit in Succession, Dauer und Zeitgestalt analog ist der ebenfalls dreifachen Erscheinungsweise der Räumlichkeit als Entfernung, Ausdehnung und Form. Neuhäusler faßt die genannten schon vorwissenschaftlich gegebenen Zeitunterbegriffe zusammen in fünf Hauptbegriffe: Succession, das Jetzt, die Gleichzeitigkeit, die Dauer und

die Geschwindigkeit. Mit der im Ernst nicht ableugbaren Gegebenheit einer außerhalb unseres Bewußtseins existenten Welt ist aber bei ihrer untrennbaren Verbundenheit mit der Zeit die Objektivität der Zeitlichkeit gegeben. Wir bestreiten damit nicht – und darin sind wir mit Kant einig –, daß „die“ Zeit selbst keine Wirklichkeit ist, daß sie nicht selbst als Faktor und Akteur betrachtet werden darf, sondern eben als Erscheinungsweisen der Realität. Aber diese Erscheinungsweisen und vor allem das Nacheinander, die Succession, müssen als objektiv anerkannt werden, nicht bloß als apriorische Formen unseres Bewußtseins. Die Frage ist nun ontologisch die: Was ist das für eine Welt und was kann das für eine Wirklichkeit sein, in der alles Sein und Geschehen in zeitlicher Succession aufeinanderfolgt und je als Zustand oder Prozeß eine gewisse Dauer hat, und umgekehrt, wie ist die Zeitlichkeit einer solchen Welt begründet und verstehbar? Es liegt nahe, an den Gegensatz von Hume und Kant zu erinnern: für Hume war die Regelmäßigkeit der Abfolge eigentlich nur eine Erfassung der zeitlichen Succession; die unmittelbare Erfahrungstatsache war das post hoc; es war nicht ein Beweis für ein propter hoc. Die kausale Deutung sei nur unserer Gewöhnung an die Reihenfolge und daher unserem Erwartungsgefühl zuzuschreiben. Kant widersprach insofern mit Recht, als wir unter Ursache-Wirkungs-Verhältnis ja etwas anderes meinen als eine bloße Successionsregel. Die Erklärung unseres Kausaldenkens aus der bloßen induktiven Erfahrung entspricht nicht dem Phänomen, das wir mit Kausalverhältnis meinen, und reicht auch für den wissenschaftlichen Fortschritt als Methode nicht aus. Wir müssen umgekehrt sagen: Das propter hat vor dem post den objektiven Primat. Die Regelmäßigkeit, die Gesetzmäßigkeit ergibt sich aus einer seinsmäßig bedingten, durch die Anordnung und durch die Bezogenheit des Seienden aufeinander bestimmten Determination. Die Zeitlichkeit braucht aber nicht nur auf einer kausalen Determination begründet werden, sie kann auch aus finaler Determination mindestens gedacht werden. Sie kann aber endlich auch Folge freier Entscheidung oder des Zufalls sein. Kurz: Die Zeitlichkeit der Wirklichkeit kann entweder fundiert sein auf einer kausalen oder finalen Determination oder auf einem Einschlag von zufälliger freier Verwirklichung.

In der klassischen Physik ist die kausale Determination des Nacheinander gefordert durch das Sosein, die Natur der relativ selbständigen Einzelwesen und durch die Anordnung ihrer Vielheit, die nicht im Gleichgewichtszustand ist und sein kann. Die zeitliche Dauer wird letzten Endes für das Ganze repräsentiert durch Erhaltungsgesetze der Masse und der Energie. Ein geschlossenes System tendiert dann einem wenigstens statistisch bleibenden Ausgleich zu – Entropiegesetz, Streben nach einem wahrscheinlichsten Zustand, dem „Wärmetod“. In der modernen Physik werden nun die Längenmessungen und Dauermessungen relativ, sie werden abhängig von dem Beobachter bzw. dem System, dem er angehört, in der speziellen Relativitätstheorie von seiner gleichförmigen Trägheitsbewegung, in der allgemeinen von der Materieerfülltheit des Bereiches, dem der Beobachter einerseits, das zu messende Objekt andererseits angehört. Die radikalste Konsequenz dieser Relativitätstheorie ist die Relativierung der Gleichzeitigkeit. Diese scheint aber ein Paradoxon zu sein; denn, wenn es schon Zeitlichkeit, wenn es schon ein Nacheinander gibt, so muß oder mindestens kann mit einem Ereignis, das sich jetzt, hier bei mir, abspielt, überall oder irgendwo in der Welt ein Ereignis passieren, das absolut gleichzeitig dazu ist; ein allgegenwärtiges, alles überschauendes Wesen würde die gleichzeitigen Ereignisse uno aspectu wahrnehmen können. Wir aber sind, um Raum- und Zeitmessungen vornehmen zu können, auf Übermittlungssignale angewiesen. Der beste Signalgeber ist das Licht, dessen Fortpflanzungsgeschwindigkeit die Grenzgeschwindigkeit ist. Der Begriff der Geschwindigkeit schlägt eben die Brücke zwischen räumlichen und zeitlichen Distanzen. Nach Lichtsignalen stellen die Beobachter je eines Systems ihre Uhren, sie „synchronisieren“ sie und messen mit ihnen. Dann aber löst sich in der speziellen Relativitätstheorie die Verschiedenheit der Messungen nur durch das Axiom, daß das Licht in allen sogenannten Inertialsystemen, allen geradlinig und gleichförmig gegeneinander bewegten Systemen mit der konstanten Geschwindigkeit $c = 3 \times 10^{10}$ cm/sec. sich nach allen Richtungen ausbreitet; das ist das Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit, das dann die faszinierende mathematische Darstellung der Naturgesetz-

lichkeiten ermöglicht. Ist aber dann diese Konstanz nicht selbst ein Paradoxon, ein logischer Widerspruch? Sie ist es nur dann nicht, wenn wir die Lichtwelle noch nicht als materielle Realität, als wirkliche Welle in einem definierten System auffassen, sondern noch als vormateriell, als Potenzialität, als Wirkmöglichkeit, die im Inbegriff aller als gleichberechtigt möglichen Systeme sich ausbreitet, in einem überdimensionalen alle Trägheitssysteme übergreifenden Kontinuum. Ich habe versucht, diesen Gedanken in einer Arbeit in „Forschungen und Fortschritte“ ausführlicher darzustellen (Band 32, 1958); unter Bezugnahme auf die Doppelnatur des Lichtes (Welle und Korpuskel) kommen wir auf die Problematik noch einmal zu sprechen.

Ein zweites ontologisch-kosmologisches Problem, das durch die Relativitätstheorie aufgeworfen wurde, ist das der Endlichkeit des Weltalters. Hier geraten wir in die Problematik der Kantischen zweiten Antinomie. Wenn die Welt einen Anfang hat, was war dann vorher, wie kann Wirklichkeit in einer leeren Zeit einen Anfang nehmen? Bernhard Bavink hat folgenden Ausweg vorgeschlagen: Das endliche Weltalter von einigen Milliarden Jahren ergibt sich, wenn wir z. B. aus astronomischen und radioaktiven Phänomenen von heute nach den von uns aus der Erfahrung erschlossenen Gesetzen in denselben Einheiten der Zeit zurückrechnen, die wir jetzt zugrundelegen, z. B. nach Jahren, also der Umlaufzeit der Erde um die Sonne. Aber hat das einen Sinn für Zeiten, in denen es eine Sonne und eine Erde noch gar nicht gab? Wir wissen weder, ob die Naturkonstanten von heute ewige Naturkonstanten waren, noch was wir unter einer Zeiteinheit verstehen sollen in einer Zeit, in der es diesen Rhythmus noch gar nicht real gab, den wir jetzt als Einheit betrachten. (Tag oder Jahr). Meßbare objektive Dauer an und für sich ist ja sinnlos, Zeitdauer wäre immer Dauer für ein Wesen mit Zeitsinn und in absoluten als gleichwertig ansprechbaren Einheiten zurückzurechnen in Zeiten, die empirisch grundsätzlich nicht mehr kontrolliert werden können, hieße in Dauern denken, die wir als absolut nur Gott oder einem Weltgeist zuschreiben könnten. Wir können aber jedenfalls die in unseren als gleichbleibend gesetzten Einheiten ausgedrückte Zeit transformieren, wie z. B. Bavink vorschlägt, in eine „wahre Zeit“, eine sozusagen tran-

szendente Zeit, die wir gleichsetzen dem $\log t$. Dann würden wir statt dessen, was wir als $t = 0$ Weltanfang heißen, eine „wahre Zeit“ erhalten, die sich in eine unendliche Vergangenheit erstreckt. Man kann sagen, wir seien damit an der Grenze der Mystik. Wir können in nichtmathematischer Sprache sagen: Der in meßbaren Einheiten faßbaren weltlichen Zeit der theoretischen Physik kann eine nichtmeßbare Zeit vorausgedacht werden, die wir ebenso unendlich, ewig nennen könnten, wie wir sie als zeitlosen ewigen Augenblick bezeichnen könnten.

Von der Mikrophysik her wird uns nun die Frage nahegelegt, ob es kleinste Zeitdauern gibt, „Elementarzeiten“ oder „Zeitquanten“. Die grundlegende Gleichung der Quantentheorie $\epsilon = h\nu$ würde ja dahin verstanden werden können, daß der „Lebensrhythmus“ eines Strahlungsquants von seiner Intensität abhängig sei. Wir wollen aber auf eine spekulative Auslegung verzichten und uns hier darauf beschränken, auf ein anderes ontologisch relevantes Ergebnis der Mikrophysik hinzuweisen, daß nämlich eine Schwelle von Unbestimmtheit für das Elementargeschehen und unsere Aussagen darüber anzunehmen ist, daß also mindestens eine infinitesimal exakte eindeutige Kausalität nicht mehr behauptet werden kann. Mit dieser Problematik des Elementargeschehens hängt nun auch zusammen die sogenannte Doppelnatur von Licht und Materie. Optik und Mikrophysik fordern die Annahme einer Koexistenz von Wellen- und Korpuskelnatur. Die Physik pflegt die beiden Betrachtungsweisen komplementär zu nennen, sich ergänzend. Aber damit ist noch nichts über die ontologische Bedeutung gesagt. Die einzige Möglichkeit einer solchen scheint mir die zu sein, daß das Wellenbild dem Potenzialitätsbegriff entspricht, also Ausdruck der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit künftiger Aktualisierung ist, das Korpuskelbild aber Ausdruck der lokalisierten, durch die Korpuskularvorstellung ausdrückbaren Individualisierung und Aktualität in energetischer Auseinandersetzung (s. S. 8).

Legen wir nun die Zurückführung der zeitlichen Succession in der Naturwissenschaft nur auf die kausale Determination zugrunde, so scheint das Nacheinander eigentlich seine ursprüngliche objektive Bedeutung doch zu verlieren: Wenn alles raumzeitlich für alle Zukunft restlos durch den gegenwärtigen Stand

schon bedingt ist und der gegenwärtige von jeher durch den vorausgehenden u. s. w., so würde ein Laplacescher Geist den gesamten Weltprozeß in einem Überblick schauen können oder, in der Sprache der Relativitätstheorie, dann ist objektiv nur die Raum-Zeitunion Minkowskis, die Zeit ist dann nur eine vierte Dimension und die vierdimensionale Darstellung der total determinierten Welt ist zwar objektiv, die Aufspaltung in Raum und Zeit wäre aber nur eine Folge der Beschränktheit unserer Sicht. Unser Erleben wäre dann nur das Abwandern der Weltlinie unseres Leibes, die an sich von Ewigkeit zu Ewigkeit festgelegt wäre, nur von uns sukzessive wahrgenommen würde, so wie der Ablauf einer Bandaufnahme oder eines Filmes; sie existieren überzeitlich und werden nur von uns nacheinander erlebt.

Nun widerspricht das aber nicht nur unserem unmittelbaren Erleben des Nacheinander, es wird auch der Tatsache nicht gerecht, daß auch in der Relativitätstheorie selbst die Zeitdimension nicht einfach den Raumdimensionen gleichgesetzt wird, sondern mathematisch z. B. durch die imaginäre Variable von den reellen Raumdimensionen unterschieden wird, es wird aber vor allem der Tatsache nicht gerecht, daß die Weltlinie unseres Leibes als gar nicht durch die Physik und Chemie allein determiniert betrachtet werden kann, wenn sie entelechial überformt ist.

Der alte Gegensatz von Mechanismus und Vitalismus tritt hier auf. Ich kann hier auf ihn nicht ausführlich eingehen, sondern beschränke mich darauf zu bekennen, daß mir eine Eigengesetzlichkeit des Lebens gegenüber dem nur physikochemischen Geschehen unabweisbar scheint, daß das organische und d. h. ganzheitliche Lebensgeschehen nur durch einen ganzheitmachenden, erhaltenden und wiederherstellenden, zielgerichteten und darum entelechial genannten Faktor verstanden werden kann, d. h. daß für das Leben eine finale Determination anzunehmen ist. Die Zeitlichkeit ist dann eben auch eine Folge davon, daß der je gegenwärtige Zustand nicht oder noch nicht der von der Natur erstrebte ist. Der Begriff der Entwicklung ist eines der unabweisbarsten Zeugnisse für die objektive Zeitlichkeit des lebendigen Seins; das Nacheinander, die Succession

kann nicht nur als subjektive Anschauungsform betrachtet werden. Der analoge Gedankengang gilt aber auch für die phylogenetische Entwicklung. Wir können uns nicht mehr zu konstanten Arten bekennen, sondern die Entwicklung der Biologie hat uns zu der Abstammungslehre geführt, so sehr, daß heute auch Theologen wie Rahner – Innsbruck von einer evolutionären göttlichen Schöpfung sprechen. Der Versuch, die Zweckmäßigkeit ohne Zweck zu erklären durch das Darwinsche Prinzip, also durch zufällige rein kausal bedingte Mutationen der Keimsubstanz und durch die Auslese im Kampf ums Dasein ist, so wichtig die Rolle dieses Prinzips auch ist und gewesen sein mag, nicht hinreichend, er erklärt immer nur eine Steigerung einer schon vorhandenen hinreichend zweckmäßigen organischen Bildung, nicht ihre Entstehung, er erklärt insbesondere nicht die Wiederherstellung von Verletzungen, Schädigungen und Störungen, er erklärt nicht die Ergebnisse der experimentellen Biologie (Driesch, Spemann usw.), er erklärt nicht die neben der Selbstdienlichkeit und Artdienlichkeit ebenfalls zu beachtende Fremddienlichkeit der Symbiose (E. Becher), er erklärt vor allem nicht die Koppelung des Lebens mit dem Erleben.

Das Leib-Seeleproblem tritt hier auf. Der seelisch-geistig bedingte Ablauf kann nicht ohne Einbeziehung der subjektiv seelisch-geistigen Wirksamkeit und der von ihr geleisteten Überformung der nervösen Prozesse zu für uns ausdrückshaltig werdenden Formen erklärt werden. Die Entstehung der Organe und der Fortgang ihrer Prozesse, die auf der menschlichen Stufe jedenfalls unabweisbare Überformung durch das Bewußtsein, aber auch das unbewußt seelische Streben und Denken kann nicht ohne sinnhafte Zweckmäßigkeit verstanden werden. Durch das unbewußt seelische Streben, Fühlen, Wollen und Denken ist die Kategorie der Finalität nach Eduard v. Hartmann bereits gefordert. Von Nicolai Hartmann wird sie nur für das bewußte menschliche Tun und Lassen anerkannt; damit sind aber z. B. bereits die Ergebnisse der Psychologie des Unbewußten ignoriert.

Wir können unsere Betrachtungen über die Zeitlichkeit des Seins und Geschehens und ihre ontologische Fundierung durch die kausale und erst recht durch eine finale Determiniertheit nun

dahin zusammenfassen, daß das Nacheinander, die Succession real gefordert sind 1. dadurch, daß die Wirklichkeit konstituiert wird von einer Vielheit von Wesenheiten, die innerlich aufeinander bezogen sind durch ihre eigene Natur und durch ihre Anordnung in der Gesamtheit, die aber lagenmäßig nicht so aneinander angepaßt sind, daß sie in ihrem Zustand verharren könnten wie im Fall eines statischen oder eines stationären Gleichgewichts, sondern in einer ständigen Auseinandersetzung sich befinden müssen; 2. dadurch, daß die Wirklichkeit sich jedenfalls im lebendigen Bereich immer weitgehend in einem Zustand der Noch-nicht-erfülltheit befindet, so daß sie je auf ein naturimmanentes Ziel hingewichtet ist.

Aber Zeitlichkeit ist 3. ecidentermaßen gefordert in einer Welt, in der sich Freiheit verwirklichen kann und soll. Unsere eigene menschliche Freiheit zur Entscheidung und Selbstbestimmung ist ein Urphänomen unseres Selbstbewußtseins, die werthafte Freiheit zur Verwirklichung des Seinsollenden und Unterlassung des Nichtseinsollenden ist uns als das Verantwortungsbewußtsein gegeben, das Grundlage jeder Ethik, Voraussetzung also der Verwirklichung sittlicher Werte ist und sich uns in der Stimme unseres Gewissens vor der Tat, im schlechten Gewissen, der Scham und der Reue nach der Tat (bzw. Unterlassung) kundgibt. Wir verkennen aber wohl auch das Leben, wenn wir die Freiheit im Spieltrieb nicht beachten, der das Leben offenbar auch durchzieht und sich in einer Betätigung und einem Verhalten kundtut, das ohne bestimmte Lebensnotwendigkeit und ohne Determiniertheit von außen sich vollzieht. Und wir haben oben bereits von jener Unbestimmtheitsschwelle auch im mikrophysikalischen Elementargeschehen gesprochen, die auf Grund der Heisenbergschen Unschärferrelation mindestens angenommen werden kann, wenn sie mit „Freiheit“ auch nur im analogischen Sinne bezeichnet werden kann d. h. unter Anführungszeichen gestellt werden soll.

Fassen wir nun alle den Vierstufenbau des materiellen, vitalen, psychischen und geistigen Seins bildenden Wirklichkeitsbereiche zusammen, so sind wir gerade von einer ontologischen Betrachtung der Zeitlichkeit der Welt und von ihrer Begründung aus dem Wesen der Wirklichkeit her zu der fundamentalontolo-

gischen Frage gekommen, was denn „Sein“ überhaupt bedeutet. Wir können eine inhaltliche Antwort auf diese Frage nur geben, wenn wir eine psychoanalogische Begriffsdeutung wagen – und zwar nicht aus einem vorweggenommenen theoretischen oder rein spekulativen Idealismus heraus, sondern, weil das Einzige, was wir inhaltlich verstehen, nur analog zu dem Erlebtwerden sein kann: ein Wille zum Sein, ein Selbstbehauptungswille des Seienden, ein Streben, ein seinen Zustand Innehaben und eine Reizbarkeit gehören zum Sein. Und alles „Sein“ meint daher und kann nur meinen ein Sein für . . . Denken wir uns aus der Welt alle wahrnehmenden Wesen weg, leugnet jemand dann auch Gott, so kann es nur noch einen Sinn haben zu sagen, die Welt existiere als Summe und Resultante aller Elementarteilchen, Atome und Moleküle, wenn mindestens diesen Teilen selbst ein für-sich-Sein zuerkannt wird; sonst wäre es gleichbedeutend zu sagen, sie seien oder seien nicht. Desgleichen müssen wir auch, damit die Bereiche aufeinander wirken können, der *élan vital* auf die molekulare Materie und umgekehrt und das Seelisch-Geistige auf das Vitale und umgekehrt, auch einen gemeinsamen Grundzug annehmen, der alle Stufen durchzieht, eben jenen Seinswillen, jene Eigenwilligkeit und jene Strebungstendenzen, nach denen und durch die das Seiende aufeinander wirkt. In jedem Bereich stellen wir fest ein Ringen zwischen Erhaltung des Gegenwärtigen, ein Verharrenwollen, und ein Streben nach Änderung und Betätigung. Alle Bereiche haben daher ihre Erhaltungsgesetze und ihre Strebenstendenzen. Die Erhaltungsgesetze für Masse und Energie sind die allgemeinsten Gesetze, die das materielle Sein und Geschehen beherrschen; die Erhaltung der Entelechie durchzieht das individuelle Leben und die Fortdauer in der Art durch Vererbung; das seelisch-geistige Erleben verdankt seine Erhaltung dem Gedächtnis, das nicht rein physiologisch erklärt werden kann. Den Erhaltungstendenzen entspricht zeitlich das Dauern, den Veränderungstendenzen und ihrer Auseinandersetzung miteinander entspricht die Weise der Succession.

Wagen wir nun den Schritt von der Ontologie in die Metaphysik, den Schritt in die Transzendenz: Wenn die Wirklichkeit zeitlich ist, wie denken wir uns dann Anfang und Ende ?

Wir sagten schon, wir haben eine Hemmung, den Beginn des Seins der Welt und des Geschehens aus einem Null, dem Nichts zu denken, ja, wir könnten uns dabei nichts denken. Auch der religiöse Satz „Gott hat die Welt aus nichts geschaffen“ meint ja etwas anders, nämlich Gott hat die Welt aus seinem eigenen Willen und seiner eigenen Macht geschaffen. Wir fragen uns aber nichtsdestoweniger, wenn wir auch den Ursprung der Welt in Gott verlegen im Sinne des Schöpfungsglaubens, warum hat Gott sie in einem bestimmten „Moment“ geschaffen oder zu schaffen begonnen? Wir können den schon erwähnten Gedanken Bavincks übernehmen, daß wir als Zeit für Gott nicht die unseren Messungen zugrundeliegenden Einheiten für uns und heute annehmen können, sondern dem so errechneten Beginn der Welt eine noch nicht weltliche Präexistenz vorausdenken können; in dieser „wahren“, in mathematischer Formulierung sozusagen asymptotisch in eine unendliche Vergangenheit zurückreichenden Zeit wären dann „Augenblick“ und Ewigkeit dasselbe.

Einem anderen Rätsel begegnen wir mit der Frage, warum und woher gerade diese und nicht eine andere Anordnung der Elemente und schließlich der Himmelskörper sich bildete. Ist die Verteilung, welche dann die kausale Determination zur Folge hat, selbst schon als Voraussetzung für die Bedingungen des Lebens zielgerichtet oder ist sie ganz oder zum Teil willkürlich, etwa auch als Folge der Unbestimmtheit schon der Elementarteilchen? Die Frage ist nicht nur nicht beantwortbar, sondern wird eigentlich kaum bewußt gestellt.

Aber noch schwieriger, wenn überhaupt auch nur analogisch-hypothetisch beantwortbar, bleibt die Frage nach dem Ende der Welt und der Zeit. Müßten wir, wenn die Entwicklung des Lebens und des Menschen sich erschöpft hätte, wenn die Materie in eine Art Zustand des Wärmetodes übergegangen, ja die Energie zerstrahlt wäre, in einen nicht mehr aktualisierbaren, nicht mehr aktivierbaren Zustand übergegangen wäre, dann nicht eine Nachphase nicht mehr weltlichzeitlicher Art annehmen, so daß der Ablauf des Seins von einer nur potenziell in Gott existenten Vorphase in den Weltablauf überginge und dann in eine nur mehr als ewig präsente Vergangenheit in Analogie zur Erinnerung existente

Nachphase überginge? Wir können uns nur das Geheimnis bewußt machen, vor dem wir stehen, aber es nicht lösen. Zwar könnte man nicht bestreiten, daß es einmal möglich werden könnte, eine Weltuntergangstheorie, eine Entwicklungs-, eine Auflösungslehre zu entwerfen, ähnlich wie Pascual Jordan und andere in ihren Kosmogonien eine Weltentstehungslehre in mathematischer Sprache entworfen haben, aber es ist wohl kein Zufall, daß der Versuch noch nicht gemacht worden ist; wir haben von wissenschaftlicher Erfahrung und naturphilosophischer Theorienbildung keine Anhaltspunkte dafür. Setzt man aber sozusagen apriori ein kommendes Ende voraus und hält man trotzdem an der ewigen Dauer des Seins fest, so bietet sich als scheinbar bestechendste Idee die durch Nietzsches Wort von der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ vertraut gewordene Lehre von der rhythmischen Wiederholung an, die aber weder von der Wissenschaft her noch gedanklich durchgeführt werden kann.

Aber noch ein anderes Transzendenzproblem können wir, wenn wir von Zeitlichkeit und Wirklichkeit sprechen, nicht mit Schweigen übergehen, das Problem der Fortexistenz des Menschen nach dem Tode, das Unsterblichkeitsproblem. Die persönliche Unsterblichkeit ist ein nicht zu leugnender Wunschgedanke des Menschen, aber sie ist mehr als ein bloßer Wunschgedanke. Wir können sie rational zwingend weder beweisen noch widerlegen. Sie ist entweder Inhalt des religiösen Glaubens aus dem Vertrauen auf übernatürliche Offenbarung oder Postulat der praktischen Vernunft im Sinne Kants. Dieses postmortale Sein mag noch so sehr totaliter aliter sein gegenüber unserem diesseitigen Leben, aber es gehörte zu diesem jenseitigen Sein, es ist mit ihm gemeint das Bewußtsein der eigenen Existenz, religiös vor allem die Bezogenheit auf Gott, menschlich aber auch die Verbundenheit mit denen, die uns nahestanden, und überhaupt die Bezogenheit auf unser diesseitiges Leben, seine Sinngebung und die sich uns enthüllende Schau seines Sinn- und Wertgehaltes, also dessen, was gerade von dem irdischen Erleben unverlierbar sein soll. Wäre eine solche Existenz noch zeitlich? Sie wäre es im Sinne der Dauer, sie könnte es aber auch sein, ja müßte es vielleicht sein wegen der sogenannten Enge unseres Bewußtseins, um einen psychologischen Terminus zu gebrauchen; wir könnten

oder müßten wechseln, was je im Vordergrund unseres alles umfassenden, aber nicht gleichzeitig fixierbaren und ausdrückbaren Inhaltes steht; nur wäre eine solche „Succession“ nicht psychophysisch und nicht meßbar, sondern eben nur je ein Hervortreten von und ein Verweilen bei bestimmten Inhalten. Die Schau der Weltlinie unseres Leibes von der Geburt bis zu unserem Tode würde eine Sicht von einer ihr übergeordneten höheren Dimension aus fordern, es wäre eine zweite Zeitdimension, die wir denken müßten, um einen Begriff aus meinem Buch über Unsterblichkeit zu erwähnen.